

Sabine Andresen/Susann Fegter/Nora Iranee/Elena Bütow

Doing Urban Family

Städtischer Raum und elterliche Perspektive auf Kindheit

Zusammenfassung: Dieser Beitrag zielt auf die Rekonstruktion elterlicher Perspektiven auf den Alltag im Frankfurter Bahnhofsviertel, einem sehr heterogenen und urbanen Stadtteil. Auf Basis empirischer Ergebnisse aus dem ethnografischen Forschungsprojekt „Urbane Lernräume“ wird herausgearbeitet, wie sich das urbane Leben auf Alltagsbedingungen von Müttern und Vätern auswirkt und welche Herausforderungen sie in diesem Zusammenhang markieren. Vertiefend wird darauf eingegangen, wie die Eltern die Herausforderungen in Bezug auf ihren Familienalltag verhandeln und sich darüber als ‚urbane Eltern‘ und ‚urbane Familie‘ konstituieren. Abschließend wird die Frage aufgeworfen, wie urbane Elternschaft und darauf bezogene Konstitutionsprozesse mit sozialer Ungleichheit verbunden sind.

Schlagworte: Stadt, Kindheit, Raum, Elternschaft, Doing Family, Urbanität

1. Einleitung und Rahmung

Familie und der damit verbundene Alltag haben immer einen „sozialen Ort“ (Bernfeld, 1929/2011). Familienalltag ist also eingebettet in lokale Besonderheiten, kommunale Strukturen und Ressourcen im Stadtteil oder der Kommune. Für elterliche Handlungsspielräume und die Erziehung und Gestaltung der gemeinsamen Zeit mit den Kindern ist neben den Anforderungen des Arbeitsplatzes der Eltern, den Regelungen der Institutionen wie KiTa oder Schule und den ökonomischen Ressourcen und anderen Kapitalien der Familie auch *der soziale Ort* mit seinen Potenzialen und Beschränkungen ausschlaggebend. Familie *ist* nicht nur ein sozialer Ort, sie *hat* auch einen sozialen Ort, und über den wird Familienkindheit mitgestaltet, durch den sind Eltern herausgefordert und in dessen Kontext stellen Eltern Familie und Elternschaft in spezifischer Weise her. Was den sozialen Ort ausmacht, wie er kartografiert ist – von Kindern und Erwachsenen –, welche Plätze, Menschen, Institutionen, Wege, Flächen dazugehören, ist dabei nicht fest fixiert, sondern wird im Zusammenspiel der Konstitution als Familie immer wieder hergestellt und transformiert.

Der vorliegende Beitrag zielt in diesem Zusammenhang auf die Rekonstruktion *elterlicher Perspektiven auf das Frankfurter Bahnhofsviertel*. Dabei geht es vor allem darum, welche Herausforderungen Eltern in Bezug auf den Alltag im Viertel als solche markieren und wie diese mit territorial- und sozialstrukturellen Entwicklungen des Viertels in Zusammenhang stehen. Das Frankfurter Bahnhofsviertel ist der soziale Ort, an dem auch Eltern ihren Alltag und ihr Familienleben gestalten und an dem ihre Kinder aufwachsen und zur Schule gehen. Hier wohnen und leben sie und sind mit den

Möglichkeiten und Herausforderungen des Viertels konfrontiert. Zu den Merkmalen des Frankfurter Bahnhofsviertels gehört, dass es sozial sehr heterogen ist. Mit knapp 2200 Einwohner_innen ist das Viertel einer der kleinsten Stadtteile Frankfurts, gleichzeitig bietet es im Kontrast dazu fast 24 000 Menschen Arbeitsplätze. Knapp 120 Kinder unter 15 Jahren lebten zum Erhebungszeitpunkt mit ihren Familien im Viertel und stellten damit einen sehr kleinen Anteil der Bevölkerung dar.

Der folgende Beitrag nimmt wie erwähnt die Perspektive ihrer Eltern in den Blick. Herausgearbeitet wird *erstens*, wie sich das urbane Leben aus Sicht von Müttern und Vätern auf ihre lebensweltlichen Alltagsbedingungen auswirkt und welche *Herausforderungen* sie in diesem Zusammenhang markieren. *Zweitens* geht es darum, vertiefend herauszuarbeiten, *wie* sie diese Herausforderungen thematisieren und sich im Zuge dessen ‚als Eltern‘ und ‚als Familie‘ konstituieren. Familientheoretisch findet mit dem analytischen Blick auf die Herstellungsleistungen als Familie im elterlichen Sprechen über das alltägliche Leben im Frankfurter Bahnhofsviertel und damit verbundene Herausforderungen eine Orientierung an dem sozialwissenschaftlichen Konzept des „doing family“ (Jurczyk & Klinkhardt, 2014) statt. Der Beitrag fußt auf einem thematisch breiter angelegten ethnografischen Forschungsprojekt, das Großstadtkindheit(en) im Frankfurter Bahnhofsviertel untersucht und hierzu neben der Perspektive der Eltern im Schwerpunkt Daten zu den Deutungen und Praktiken von Kindern im Viertel erhoben hat. Ausgehend von diesem sozial- und gegenstandstheoretischen Zugang gliedert sich der Beitrag wie folgt: Nach der Einleitung wird zunächst eine methodische Beschreibung dieses ethnografischen Forschungsprojektes „Urbane Lernräume“¹ vorgenommen, in dessen Rahmen die Interviews mit den Eltern durchgeführt worden sind. Danach wird entlang von drei explorativ rekonstruierten Herausforderungen, die von den interviewten Eltern relevant gemacht wurden, dargestellt, *wie* sie diese Herausforderungen in Bezug auf ihren Familienalltag im Frankfurter Bahnhofsviertel verhandeln und wie sie sich dabei als Eltern und Familie herstellen.

2. Methodisches Vorgehen der raumbezogenen Forschung in „Urbane Lernräume“

Das Forschungsprojekt „Urbane Lernräume“ (ULe) ist über drei Jahre als qualitativer Längsschnitt angelegt gewesen, der mehrere Methoden und Erhebungsphasen miteinander kombiniert hat. Ausgehend von der ethnografischen Kindheitsforschung wurden Kinder von der zweiten bis zur vierten Grundschulklasse durch ihren Alltag im Bahn-

¹ Das Forschungsprojekt wurde vom Forschungszentrum IDeA (Individual Development and Adaptive Education of Children at Risk) in Frankfurt a.M. gefördert (Laufzeit drei Jahre: 2011 bis 2014). Gründungspartner von IDeA sind das Deutsche Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF), die Goethe-Universität Frankfurt sowie das Frankfurter Sigmund-Freud-Institut. Projektleitung: Sabine Andresen (Frankfurt a.M.) und Susann Fegter (Berlin); Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen: Elena Bütow und Nora Iranee (Frankfurt a.M.); Studentische Mitarbeiter_innen: Lisa Fischer und Simon Burkhardt (Frankfurt a.M.).

hofsviertel in Frankfurt begleitet.² Bei der Anlage der Studie war die raumtheoretisch angelegte Untersuchung von Martha Muchow „Der Lebensraum des Großstadtkindes“ (2012) zentral (s. a. Andresen & Fegter, 2011). Hier wurden die Muchow’schen umwelttheoretischen Perspektiven auf den Raum, in dem das Kind lebt, den es erlebt und den es lebt, übernommen, weil so die Herstellungsprozesse in den Fokus gelangen und an die familientheoretische Verortung anschlussfähig sind. Eine weitere Referenz des Projekts ist die Stadtforschung der ‚Chicago School‘, die einen ethnografischen Zugang etabliert hat.

Die Stadt Chicago war Anfang des 20. Jahrhunderts durch Bevölkerungswachstum und Einwanderungswellen aus Europa und Asien zu einer Großstadt gewachsen und ihre „[...] kulturelle Vielfalt auf engem Raum machte die Großstadt nicht nur für ihre Bewohner zu einer fremdartigen und aufregenden Erfahrung, sondern auch für die dort ansässigen Soziologen“ (Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff & Nieswand, 2013, S. 21). Die empirischen Studien, die innerhalb des Forschungsprogramms der ‚Chicago School‘ durchgeführt wurden, beschäftigten sich vor allem mit den unterschiedlichen Lebenswelten, Milieus und Subkulturen im urbanen Raum und den darin sichtbaren Praktiken und Verhaltensmustern (vgl. Lindner, 2004, S. 113). Eine ethnografische Forschungshaltung, die Methode der Beobachtung, das relativ flexible und kreative Vorgehen beim Feldzugang sowie die Relevanzsetzung auf die direkten Erfahrungen im Feld sind charakteristisch für den Forschungsstil der ‚Chicago School‘ (vgl. Breidenstein et al., 2013, S. 23). An diese Linien schließt das Forschungsprojekt neben der Orientierung an Muchows Studie vorsichtig an.

2.1 Zu den Erhebungsmethoden

Ausgangspunkt der Erhebungen war die Grundschule des Viertels. Zu Beginn wurden hier zwei zweite Grundschulklassen an einzelnen Tagen über mehrere Wochen beobachtet. Die Auswahl der Kinder, die über drei Jahre begleitet wurden, orientierte sich an ihrem Interesse, mitzuwirken, dem Einverständnis der Eltern und der Form der Betreuung nach der Schule. Darüber hinaus erfolgte die Zusammensetzung der Gruppe nach Geschlecht und Migrationshintergrund.

Die daran anschließenden Erhebungs- und Auswertungsphasen fanden zirkulär statt und wechselten sich im Forschungsprozess ab. Nach den eingehenden Beobachtungen in der Grundschule folgte eine zweite Erhebungsphase, die den außerschulischen Kontext fokussierte und die längste Beobachtungseinheit umfasste. Hier wurden die Kinder u. a. auf ihrem Schulweg, auf Wegen, die sie nach der Schule alleine durch das Viertel gingen, und während der Zeit in außerschulischen Nachmittagseinrichtungen begleitet. Aufbauend auf diese Beobachtungen wurden schließlich drei Stadtteilbegehungen mit jeweils vier bis fünf Kindern geplant und durchgeführt. Insgesamt waren hier die Bewertungen und Geschichten der Kinder zu ihren Orten im Viertel zentral.

² Alle Namen wurden im Folgenden pseudonymisiert.

Nach einer ersten Analyse der Stadtteilbegehungen wurden fünf leitfadengestützte Interviews mit Eltern durchgeführt (mit vier Müttern und einem Elternpaar). Ziel war unter anderem, die Perspektiven der Eltern denen der Kinder gegenüberstellen zu können. Die teilstandardisierten Interviews orientierten sich in ihren offen formulierten Leitfragen an den Erkenntnissen aus den Erhebungen mit den Kindern. So hatten die Eltern teile die Möglichkeit, ihre Sicht auf das Bahnhofsviertel und das Aufwachsen ihrer Kinder im Viertel auszuführen.

Die letzte große Erhebungseinheit stellten Einzelinterviews mit den Kindern dar, die auf von ihnen selbst fotografierten Bildern beruhten (Clark & Moss, 2001, 2005). Die Einzelinterviews ermöglichten ein Jahr nach den Stadtteilbegehungen einen intensiveren Blick auf die individuellen Perspektiven der einzelnen Kinder und auch auf die Fokussierungen von Veränderungen im Laufe der vergangenen Zeit.

Neben den großen Erhebungsphasen fanden immer wieder kleinere Beobachtungseinheiten statt, die aufgrund erster Erkenntnisse bestimmte Dinge, Orte oder Zeiten stärker fokussierten, um das Material zu verdichten. Außerdem wurden regelmäßig Veranstaltungen der Institutionen besucht, um den Kontakt zu den Eltern und Institutionen aufrechtzuerhalten und über das Projekt zu informieren.

3. Gentrifizierung als urbane Herausforderung aus Sicht von Eltern

Im Folgenden werden die rekonstruierten Herausforderungen dargestellt, die die elterlichen Perspektiven auf das Frankfurter Bahnhofsviertel kennzeichnen. Die Darstellung gliedert sich entlang der drei explorativ bestimmten Kategorien *Gentrifizierung*, *Diversität* und *(Un)Sicherheit*.³ Beschrieben wird, wie Mütter und Väter diese Herausforderungen thematisieren, wie im Zuge dessen ein ‚doing urban family‘ stattfindet und welche Zusammenhänge mit der territorial- und sozialstrukturellen Entwicklung des Viertels auszumachen sind.

Familienleben heute bedeutet vielfach eine schwierige Bewältigung des Alltags in urbanen Kontexten. Das Leben in einer Großstadt oder Mobilität zwischen dem großstädtischen Arbeitsplatz und der Familienwohnung an der städtischen Peripherie ist prägend für viele Familien. Doch auch Innenstädte sind zunehmend attraktiv, allerdings nicht nur für Familien, sondern auch für kinderlose Erwachsene wegen der zahlreichen Freizeitmöglichkeiten, für ältere Menschen aufgrund der meist besseren Infrastruktur und Versorgung im Krankheits- und Pflegefall und für gut verdienende Singles und Paare. Besonders im Wohnungssektor zeigt sich inzwischen, dass diese Attraktivität einen Verdrängungsprozess von Familien, die sich teure Mieten nicht leisten können, in Gang setzt. Für immer mehr einkommensarme Familien ist es in vielen Städten Deutschlands schwierig, eine geeignete und bezahlbare Wohnung zu finden (Bertelsmann Stiftung, 2013). Im Durchschnitt sind nur 27 % des Wohnraums in den Städten für Familien

3 Alle Interviews wurden transkribiert und im Anschluss unter Bezug auf die Grounded Theory (vgl. Strauss & Corbin, 1996; vgl. Breuer, 2010) ausgewertet.

geeignet, für Familien in Armutslagen sind sogar nur 12 % der Mietangebote finanzierbar. In Frankfurt müssen von relativer Armut betroffene Familien im Schnitt 52 % ihres Haushaltseinkommens für die Miete einer Wohnung im unteren Preissegment veranschlagen. Im Durchschnitt wenden Familien mindestens 30 % ihres Haushaltseinkommens für Wohnen auf, wobei die Unterschiede zwischen den Städten gravierend sind (ebd.). Seit einigen Jahren versucht die Stadt Frankfurt, das Bahnhofsviertel für Familien attraktiver zu gestalten, und hat im Rahmen dieses Vorhabens große Umbauprozesse des angrenzenden Mainufers durchgesetzt, wodurch neben der Aufwertung des Viertels jedoch auch Gentrifizierungsprozesse in Gang gesetzt worden sind.

Die hier nur knapp skizzierte Wandlung des Bahnhofsviertels wird von allen Eltern in den Interviews thematisiert und als eine Herausforderung für die Gestaltung des Lebens als Familie im Bahnhofsviertel markiert. Die Eltern thematisieren diesen Prozess als ‚zweiseitige Medaille‘: Einerseits als positive Aufwertung, durch die das Viertel von „Schmutz“, aber auch von dem einseitigen Image als Drogen- und Prostitutionsmilieu befreit werde. Und auf der anderen Seite als Bedrohung, aus dem Viertel wegen der steigenden Mieten vertrieben zu werden. Die Eltern erzählen demnach das Bahnhofsviertel als Raum in einem (Gentrifizierungs)Prozess, an dem sie selbst nur passiv beteiligt sind und kaum Handlungsmöglichkeiten haben. Die Mieten nicht zahlen und deswegen gegebenenfalls nicht länger im Viertel wohnen bleiben zu können, wird von ihnen unter dem Gesichtspunkt problematisiert, ihren Kindern keine Stabilität bieten zu können: Sie thematisieren ihre elterliche Sorge und Verantwortung, dass ihr Kind im selben Viertel zur Schule gehen und in der Nachbarschaft bleiben kann, mit der es vertraut ist.

In anderer Hinsicht gehen die Umwandlungsprozesse im Viertel den Eltern jedoch nicht weit genug. Dies betrifft insbesondere das Angebot bezahlbarer und erreichbarer Freizeitangebote, vor allem für jüngere Kinder. Frau Becker behandelt dies im Hinblick auf die Interessen ihrer Tochter:

„Ich meine, ich sehe hier nicht, dass hier irgendwo eine Schwimmhalle in der Nähe ist. (..) Wie gesagt, also (..) das ist im (Rebstock)-Bad, wenn überhaupt. Also müssten die Kinder, wenn sie von hier, (..) müssten sie schon Rebstock-Bad. Also man müsste (s?)ich wirklich, wenn man irgendwie sein Kind in irgendeinem Verein anmelden muss, muss man sich als Elternteil auch im Klaren werden, wie kommen die Kinder da HIN! (..) Nun kann man aber auch von keinen (..) Kind verlangen, jedenfalls würde ich das nicht von meiner Tochter, ‚setz dich in die Straßenbahn und fahr zu der unmöglichen Zeit‘, wo andere sagen können, ‚da lässt du dein Kind noch raus‘ oder es schimmert oder weiß ich nicht was. Äh, ‚setz dich in die Straßenbahn, fahr denn da hin und komm denn abends wieder‘.“

Die Freizeitangebote für Kinder haben sich aus Perspektive von Frau Becker in den letzten Jahren der Aufwertungsmaßnahmen im Viertel also nicht verbessert. Die Besserstellung des Viertels zielt auf Erwachsene und nicht auf Kinder. Hinzu kommt für die Mutter die Problematik weiter und teils unsicherer Wege und Verkehrsmittel. Angebots-

strukturen, Zeit, Dunkelheit und normative Erwartungen Dritter sind es jedoch nicht alleine, die das fehlende Angebot nahegelegener Vereine für Kinder aus Sicht von Frau Becker zum Problem machen:

„Musst durch den Hauptbahnhof. Und Sie wissen ja selber vielleicht, (.) wie der Hauptbahnhof aufgebaut ist, dass denn abends hier sich das Bild ändert, dass den hier (.) zum Teil vorne äh am: Bahnhofsvorplatz hier (.) ähm:: Drogenabhängige, machen wir uns das nicht vor, Drogenabhängige (.) stehen, Prostituierte. (.) Ähm (.) ist klar, als Elternteil möchte man auch nicht sein Kind da irgendwie vorbeilassen oder so! Oder abends dann mit der S-Bahn oder irgendwas noch fahren lassen, sofern es schummert! (.) Muss man sich denn schon mit Elternteil da klar sein, dass man das dann auch mit (.) gewissen Aufwand verbunden ist, ein Kind in Sportverein.“

In den Überlegungen dieser Mutter stellen bestimmte soziale Gruppen in der Nähe des Bahnhofs ein weiteres praktisches Problem dar, da man als Elternteil sein Kind an Prostituierten und Drogenabhängigen selbstverständlich (,is klar‘) nicht vorbeilassen möchte. Keine Sport- und anderen Vereine in unmittelbarer Nähe zu haben und dennoch jenen Anforderungen guter Elternschaft gerecht zu werden, die hier aufgerufen und bestätigt werden, erweist sich folglich im Bahnhofsviertel als komplexe Herausforderung, als ‚Aufwand‘. Damit macht sie implizit auf die Frage von zeitlichen und organisatorischen Ressourcen aufmerksam, die erforderlich sind, um Vorstellungen guter Elternschaft in einem urbanen Kontext gerecht zu werden. Hinzu kommt aus ihrer Perspektive die Anforderung, eine individuell abgestimmte, passgenaue Förderung des eigenen Kindes zu bewerkstelligen. Dies erweist sich als besonders schwierig, wenn die finanziellen Spielräume der Familie sehr begrenzt sind:

„Und wie gesagt, und man, und man muss auch als Elternteil drauf achten, was es, das Kind vielleicht MAG. Aber wie gesagt, man hat hier wahrscheinlich kaum Sporthallen. (..) Wenn denn vielleicht eine Musikschule oder was, aber wie gesagt, welches Kind äh, man muss die Kinder halt begeistern oder man muss das Hobby der Kinder treffen! (.) Und denn ist es ja auch immer eine Frage, Kosten! (.) Kosten::frage. (.) Wie gesagt. Das können sich halt nicht alle Eltern leisten, dummerweise, dass man dann das Kind und man (.) und man weiß ja selber von Kinder, wie oft wechseln (klatschendes Geräusch) sie in irgendwelche Vereine oder irgendwas in der Art und letztendlich ist es ja auch immer mit Mitglieds und das alles dann.“

Urbane Elternschaft wird hier insgesamt als komplexes normatives Anforderungsset entworfen, das durch den Wandlungs- und Gentrifizierungsprozess auf spezifische Weise gerahmt wird. Die Aufwertungsmaßnahmen werden dabei keineswegs nur als positiv erlebt, da insbesondere das Freizeit- und Vereinsangebot für Kinder bislang nicht den Erwartungen der Eltern entspricht und die steigenden Mieten sie gleichzeitig finanziell unter Druck setzen. Als Orientierungen und Konstitutionsmomente guter Elternschaft

werden im Zusammenhang der Gentrifizierungsthematik vor allem die Anforderungen herausgestellt, Kindern einen verlässlichen Ort des Aufwachsens zu ermöglichen, sie über Vereine und Freizeitangebote in ihren Interessen und Hobbys zu unterstützen und individuell zu fördern und sie auf den Wegen dorthin vor möglichen Gefahren zu schützen oder geschützt zu wissen.

4. Soziale Diversität als urbane Herausforderung aus Sicht von Eltern

Als weitere Herausforderung urbaner Elternschaft lässt sich auf der Grundlage der Elterninterviews die soziale Diversität im Frankfurter Bahnhofsviertel rekonstruieren. Es handelt sich um ein sozial sehr vielfältiges und urbanes Stadtviertel, und dies spiegelt sich auch in seinem Straßenbild und seiner räumlichen Anordnung wider. Neben großen Bankengebäuden findet man alte Wohnhäuser im Jugendstil, zahlreiche Hotels, internationale Restaurants, Imbisse und Lebensmittelgeschäfte, aber auch eine große Prostitutions- und Drogenszene mit diversen Bordellen, Stripclubs und Drogenkonsumräumen. Während sich Letztere vor allem im östlichen Teil befinden, in unmittelbarer Nähe der hohen Bürotürme und spiegelverglasten Bankengebäude, befinden sich westlich der zentralen, vom Bahnhof wegführenden Einkaufsstraße viele Einzelhandelsgeschäfte, Restaurants und Imbissbuden mit internationalem Warenangebot, Cafés und Zentren verschiedener religiöser Gruppen.

In den Interviews mit den Eltern wird das Bahnhofsviertel als ein Raum der Gegensätze thematisiert, an dem gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse sichtbar werden. Allerdings verweisen die Erzählungen der Eltern auch auf produktive Möglichkeiten zur Gestaltung ihres Familienalltags. Einige Eltern nehmen eine räumliche Grenzziehung vor und teilen das Viertel anhand von Straßenzügen in ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Orte. Bestimmte Straßenzüge werden von ihnen dabei als Orte beschrieben, die bewusst gemieden werden. Frau Gültekin beispielsweise erzählt die Kaiserstraße, eine der Hauptstraßen, die durch das Viertel führen, als räumliche Grenze. Alles, was sich hinter der Kaiserstraße befindet, markiert sie als „anders“ und „gefährlich“ und verknüpft es mit dem Prostitutionsmilieu. Diese Seite würde sie meiden und nicht mit ihren Kindern aufsuchen. Auch in den anderen Elterninterviews wird das Bahnhofsviertel als Viertel der ‚zwei Welten‘ erzählt, das durch eine „Trennlinie“ geteilt sei. Für Frau Schmidt ist der eine Teil durch seine zahlreichen internationalen Einkaufsmöglichkeiten eine „spannende und lebenswerte“ Welt, der andere Teil des Stadtviertels dagegen ein Bereich, den sie nicht nur meidet, sondern auch als „blinden Fleck“ beschreibt, als etwas, von dem sie nicht viel weiß und auch nichts wissen möchte. Auffällig ist, dass die Mütter in den Interviews nicht explizit aussprechen, was sich in jenen Straßen befindet, die sie meiden. Sie nutzen stattdessen Formulierungen wie ‚Sie wissen schon, diese Straßen ...‘ und vollziehen somit Praktiken der Tabuisierung. Sowohl mittels der räumlichen Abgrenzung jener Straßenzüge, in denen sich Striplokale und Bordelle befinden, als auch mittels der Tabuisierung stellen die Eltern Familie als ‚das Andere‘ dieser Phänomene her und konstituieren sie entlang moralisch relevanter Grenzziehungen.

Auch wenn bestimmte Teile des Bahnhofsviertels also bewusst gemieden oder gar ausgeblendet werden, erzählen dennoch alle Eltern von dem offenen Drogenkonsum und der sichtbaren Obdachlosigkeit im Bahnhofsviertel und stellen dies als etwas heraus, das zum Viertel dazugehört. Frau Sprung etwa erzählt dazu:

„Drogen, Alkohol, was auch immer, Obdachlose und so weiter. Also das ist ja schon auf jeden Fall auch alles da. Und es gehört einfach so zum Tagtäglichen. Es ist jetzt eigentlich nicht so, dass mir das Angst machen würde oder irgendwie so was, das ist eigentlich nicht. Ich finde es halt manchmal ein bisschen erschreckend, ähm, wie normal man das so wahrnimmt.“

Frau Sprung weist damit Drogen, Alkohol und Obdachlose explizit als zugehörig zu ihrem Alltag aus und stellt auch heraus, dass sie keine Angst hat, damit konfrontiert zu werden. Frau Sprungs Problematisierung nimmt eine andere Richtung und zielt auf das eigene Normalitätserleben. Sie weist es als „ein bisschen erschreckend“ aus, wie normal sie die Anwesenheit von Drogen, Alkohol und Obdachlosen im Alltag des Viertels erlebt. Aufgerufen ist damit die implizite Norm, in einem distanzierten Verhältnis zu den beschriebenen Phänomenen zu stehen, eine Norm, der sie durch ihre Äußerung zumindest partiell gerecht wird. Einerseits normalisiert sie also die Anwesenheit der beschriebenen Phänomene und Personengruppen im Viertel, andererseits distanziert sie sich von ihnen, indem sie das eigene Normalitätserleben problematisiert. Dass es als Eltern zu den Anforderungen gehört, in Distanz zu diesen Phänomenen zu bleiben, zeigt sich auch in weiteren Interviewpassagen.

Herstellung von Familie bedeutet für diese Eltern demnach eine intensive Auseinandersetzung mit der Umgebung bezogen auf ihr eigenes Bild von sich selbst als Mutter oder Vater sowie eine intensive Auseinandersetzung damit, was sie in der Erziehung ihren Kindern bezogen auf bestimmte Phänomene, wie ohnmächtige Betrunkene auf der Straße, vermitteln wollen. Die Präsenz von Obdachlosigkeit, von Drogenkonsum und Prostitution im Straßenbild wird dabei von Eltern als ein praktisches Problem markiert, das in spezifischer Weise bearbeitet werden muss, um sich als ‚gute‘ im Sinne fürsorglicher und reflektierter Eltern auszuweisen und das Viertel als ‚guten‘ Ort des Aufwachsens ihrer Kinder und als Familienraum zu legitimieren.

Neben den beschriebenen Praktiken der räumlichen Abgrenzung und der Tabuisierung spielen dabei auch Praktiken der (Um-)Deutung als *Lerngelegenheit* für Kinder unter Gesichtspunkten von Vielfalt und Toleranz eine Rolle. Frau Schmidt zum Beispiel weist die im Viertel empfundene Vielfalt der Lebenswelten explizit als eine wichtige Lerngelegenheit für ihre Kinder aus. Durch den Kontakt lerne ihre Tochter auch „schwierige Situationen“ und den Umgang mit „sozialen Problemen“ kennen. Ihre Vorstellungen eines guten Ortes für Kinder zielen also weniger auf einen Schonraum als vielmehr auf Lernräume, die wichtige Erfahrungen für das künftige Leben bieten. Ball und Vincent (2007) haben dieses ‚commitment to diversity‘ als zentralen Bestandteil eines ‚middle class habitus‘ ausgewiesen, und auch im Frankfurter Forschungsprojekt deutet sich an, dass es die akademischen Eltern im Sample sind, die die soziale

Vielfalt des Viertels unter dem Gesichtspunkt einer Bildungsgelegenheit ihrer Kinder thematisieren.

5. (Un)Sicherheit als urbane Herausforderung aus Sicht von Eltern

Fragen des Wohnumfeldes, der räumlichen Ordnung und des Einflusses von Nachbarschaften rücken zunehmend auch in den Fokus der internationalen Wohlergehens-Forschung (vgl. Fegter, 2014a; McKendrick, 2014; Coulton & Spilsbury, 2014). Dabei zeigt sich ein wachsendes Interesse an einer präzisen Konzeption, Messung, Interpretation sowie datenbasierten Weiterentwicklung des Konzeptes Child Well-being (Betz & Andresen, 2014). Insgesamt dominiert bislang eine quantitative Forschungslogik, doch auch die qualitative Forschung arbeitet inzwischen mit dem Konzept (vgl. Fattore, Mason & Watson, 2007) und rückt zunehmend in den Fokus multinationaler Studien – wie gegenwärtig bei der Erweiterung der Children’s-Worlds-Studie (isciweb.org) um ein qualitatives Komplement.⁴ Im Hinblick auf das Wohnen in einer Stadt geht es in der Wohlbefindensforschung unter anderem um das Sicherheitsgefühl im Quartier, um die Möglichkeiten der Kinder zum freien und unbeaufsichtigten Spiel außerhalb der Wohnung sowie um soziale und vertrauensvolle Kontakte und Nachbarschaft. Neue international vergleichende Befunde zeigen, dass die Wohnumgebung insgesamt eine zentrale Dimension des Wohlbefindens von Kindern ist, sodass die ethnografische Forschung hier anschließen kann (Rees & Main, 2015).

In den Elterninterviews wird Sicherheit bzw. der Umgang mit potenziell unsicheren Rahmenbedingungen und Situationen im Viertel als zentrale Herausforderung markiert. Im folgenden Abschnitt geht es daher wiederum systematisch um die Frage, *wie* Eltern in einem spezifischen urbanen Kontext Sicherheit als Dimension verhandeln, *was* sie als gefährdend für *wen* thematisieren und *wie* sie ihre elterliche Rolle hierbei verstehen.

Ein konkreter Aspekt von Sicherheit, der den Alltag in urbanen Kontexten prägt, ist der Stadtverkehr. Hier markieren Eltern große Unsicherheitsgefühle. Sie thematisieren einerseits ihre Bemühungen, den Kindern freie Bewegungsmöglichkeiten auf ihren täglichen Wegen – etwa zur Schule – zu ermöglichen, weisen aber zugleich auf große Unsicherheiten und Ängste in Bezug auf die Sicherheit ihrer Kinder hin. Ermöglichung von Autonomie einerseits, Gewährleistung von Schutz und Sicherheit andererseits ist die Rationalität, entlang derer die Eltern die Frage unabhängiger Mobilität ihrer Kinder im Viertel verhandeln (vgl. auch Fegter, 2014b). Ein Beispiel ist der Interviewauszug mit Frau Becker, die Sicherheit als elterliche Herausforderung im Zusammenhang des Straßenverkehrs thematisiert:

4 Im Anschluss an ein Verständnis von Wohlergehen als kulturelles Konstrukt nimmt die qualitative Studie Alltagsräume von Kindern in den Blick und fragt nach bedeutsamen und wertgeschätzten Orten, Menschen und Aktivitäten im globalen und lokalen Kontext (vgl. Fattore, Fegter & Hunner-Kreisel, 2015).

„Der Weg zur Schule war früher so organisiert, ich muss hier mal sagen, da hätten Sie mal den Weg ablaufen müssen, das ist wirklich vorbei an (.) einen Haufen Ampeln. Also, wie gesagt, (.) denn ist der Fußgängerweg hier bei diesem Finanzamt wirklich sehr schmal mitunter gehalten. Also Respekt vor den Eltern, die ihre Kinder da wirklich alleine laufen lassen. Muss ich sagen! Es gab auch teilweise Jung/, äh ich habe, ich habe meine Tochter immer zur Schule hin begleitet. (..) Wie gesagt.“

Frau Becker beschreibt den Schulweg mit Verweis auf viele Ampeln und schmal gehaltene Fußwege als einen, den sie für ungeeignet hält, ihn ihre Tochter alleine gehen zu lassen. Dass sie von „Respekt“ gegenüber jenen Eltern spricht, die ihre Kinder nicht begleiten, scheint ambivalent. Es bleibt unklar, ob diese Eltern die Gefahren nicht richtig einschätzen oder großes Zutrauen in die Kompetenzen ihrer Kinder haben. Sie selbst erzeugt Sicherheit, indem sie ihr Kind begleitet und sich als Mutter darstellt, die sich der Gefahren bewusst ist. Anders als Frau Becker thematisiert Frau Schmidt den Verkehr im Viertel zwar ebenfalls als Gefahr für ihre Kinder. Sie markiert diese Gefahren jedoch zugleich als eine Angelegenheit, mit der Eltern und Kinder lernen müssten, umzugehen. Deutlich wird der elterliche Wunsch nach einer ‚guten Balance‘ zwischen der nötigen Sicherheit, damit ihren Kindern im Viertel nichts zustößt, und einer Freiheit, damit ihre Kinder möglichst selbstständig im Viertel aufwachsen können (Andresen, Hurrelmann & Schneekloth, 2012).

Soziale Kontakte werden von den Eltern als weitere wichtige Dimension von Sicherheit gewichtet. In einem Interview wird das Wohlbefinden der Kinder mit den sozialen Beziehungen im Viertel verknüpft. Die Mutter bezeichnet die Freunde als „das Wichtigste“ und als Grund dafür, dass ihre Tochter das Bahnhofsviertel „einfach auch sehr schön erlebt“. Auch Nachbarn oder Ladenbesitzer_innen werden von den Eltern als wichtige soziale Kontakte der Kinder im Viertel herausgestellt, die dazu beitragen, das Bahnhofsviertel für die Kinder zu einem vertrauten Ort zu machen. Über die Kontakte im Stadtviertel wird also gefühlte Sicherheit hergestellt. Dabei lässt sich der urbane und großstädtische Raum anhand der Erzählungen der Eltern als nahezu dörflich charakterisieren. Er erscheint als ein Raum, der im Gegensatz zum Bild der Großstadt nicht anonym und unüberschaubar ist, sondern klein und vertraut, und damit als ein Raum, der für Kinder und ihre Familien durchaus passend scheint.

6. Doing Urban Family: Zusammenfassung und Ausblick

Ausgangspunkt des Beitrags war die heuristische Annahme im Anschluss an Siegfried Bernfeld, dass Familie nicht nur ein sozialer Ort *ist*, sondern dass sie auch einen sozialen Ort *hat*, über den Familienkindheit gestaltet wird und in dessen Kontext ein ‚doing family‘ stattfindet. Auch der soziale Ort wurde dabei nicht als vorgängig und fixiert verstanden, sondern als Ergebnis von Herstellungsprozessen, in denen Prozesse eines ‚doing (urban) family‘ und eines ‚doing sozialer Ort‘ ineinandergreifen. Ausgehend von dem ethnografischen Längsschnittprojekt „Urbane Lernräume“ im Frankfurter Bahn-

hofsviertel sind die Perspektiven von Eltern auf ihren Alltag im Viertel und auf die Gestaltung ihres Familienlebens und die Freizeit ihrer Kinder in den Blick genommen worden. Herausgearbeitet wurde, welche *Herausforderungen* von den Eltern in diesem Zusammenhang als solche markiert werden, wie sie diese thematisieren und wie sie sich im Zuge dessen als urbane Eltern und als urbane Familie konstituieren.

Als zentrale Herausforderung urbaner Elternschaft ist dabei erstens der dort stattfindende Gentrifizierungsprozess rekonstruiert worden. Eltern thematisieren diesen als Spannungsfeld zwischen ‚existenzieller Absicherung des Lebensmittelpunktes‘ einerseits und ‚Kindern Freizeitqualität anbieten können‘ andererseits. Im Kontext steigender Mieten stellen sie heraus, wie wichtig es ihnen ist, dennoch einen konstanten Ort des Aufwachsens bereitzustellen, und wie schwierig es ist, Kindern im Rahmen begrenzter finanzieller Spielräume den Besuch passender und erreichbarer Vereine zu ermöglichen. Als zweite Herausforderung urbaner Elternschaft erweist sich die soziale Diversität im Viertel. Wie Eltern diese thematisieren, kreist dabei um das Spannungsfeld von ‚Bildungsgelegenheiten‘ und ‚(moralischer) Abgrenzung‘. Einerseits stellen die Eltern heraus, dass Drogenkonsum, Prostitution und Obdachlosigkeit zum Viertel dazugehören und normale Bestandteile des Alltags im Viertel sind, andererseits machen sie aber auch deutlich, dass es aus ihrer Sicht notwendig ist, sich ‚als Eltern‘ zumindest in ein reflektiertes Verhältnis zu diesen Phänomenen zu setzen. Dieses wird in Tabuisierungen und moralischen Distanzierungen aber auch in der Sichtweise umgesetzt, Diversität als Bildungsgelegenheit (für Toleranz und Weltläufigkeit) und als Vorbereitung auf das Leben darzustellen. Die gleichzeitige Betonung der Möglichkeiten, die Diversität des Viertels positiv in den Familienalltag zu integrieren und zugleich mit den Herausforderungen von Armut, Drogenkonsum und Prostitution im Viertel vermittelnd umgehen zu müssen, ist als markantes Narrativ in den Interviews mit allen Elternteilen festzustellen. Als dritte zentrale Herausforderung urbaner Elternschaft wurde schließlich Sicherheit und der Umgang mit möglichen Gefahren herausgestellt. Deutlich wird hier, wie eine Orientierung an der Rationalität ‚Autonomieerfahrungen ermöglichen‘ und ‚Schutz gewährleisten‘ den Bogen aufspannt, innerhalb dessen sich Eltern ‚als Eltern‘ positionieren und ein ‚doing urban family‘ vollziehen. Dabei geht es sowohl um den Straßenverkehr als auch um die Nachbarschaft und damit verbundene Möglichkeiten, über soziale Kontakte zu Geschäften und Ladenbesitzer_innen einen subjektiv vertrauten Raum für Kinder zu schaffen. Entlang dieser drei spannungsreichen Herausforderungen verhandeln die Eltern implizit und explizit gute Elternschaft bezogen auf das Aufwachsen im Frankfurter Bahnhofsviertel und bringen sich als urbane Familie und als urbane Eltern hervor.

Deutlich wird dabei – und darauf soll abschließend und ausblickend eingegangen werden –, wie urbane Elternschaft und darauf bezogene Konstitutionsprozesse mit sozialer Ungleichheit verbunden sind. So ist ein in allen Interviews stark gemachtes Anliegen der Eltern, das Viertel als sozialen Ort ihrer Familien mitzugestalten und als ‚guten Familienort‘ hervorzubringen. Deutlich wird dabei, dass die Voraussetzungen, den von ihnen selbst relevant gemachten Normen und Anforderungen an ‚gute Familienorte‘ und ‚gute urbane Elternschaft‘ zu entsprechen, nicht für alle Eltern gleichermaßen be-

stehen, weil dies an finanzielle und soziale Ressourcen gekoppelt ist. Dies zeigt sich in materieller Hinsicht zum Beispiel am Thema der steigenden Mieten im Zusammenhang des Aufwertungs- und Gentrifizierungsprozesses. Die Spielräume dafür, ihren Kindern längerfristig ein Aufwachsen im vertrauten Kontext des Viertels ermöglichen zu können, ebenso wie die Spielräume dafür, ihnen gute Freizeitangebote machen zu können, erweisen sich als Frage finanzieller Ressourcen. Ebenso relevant sind aber für die Eltern auch soziale Ressourcen wie Zeit, Beziehungen und Netzwerke im Viertel. Dies ist dann von Bedeutung, wenn es um passende Freizeitangebote für die Kinder oder um Autonomieerfahrungen im Rahmen erster selbstständiger Mobilität geht. Normative Vorstellungen guter Elternschaft, die von den interviewten Eltern in ihrem Sprechen über das Frankfurter Bahnhofsviertel und ihren dortigen Alltag als Familien relevant gemacht werden, besitzen also eine ungleichheitsrelevante Komponente, weil ihnen nicht alle Eltern in gleicher Weise entsprechen können.

Eltern und Familien werden aber nicht nur selbst im Zusammenhang von Vorstellungen guter Elternschaft im städtischen Raum ungleich positioniert, sie sind auch selbst daran beteiligt, im Zuge einer Konstitution als Familie soziale Distinktionslinien gegenüber anderen sozialen Gruppen zu reproduzieren und urbane Räume auf diese Weise als Ungleichheitsräume herzustellen. Wenn sie etwa jene Gegenden im Viertel tabuisieren, die mit Prostitution verbunden sind, nehmen sie als Akteur_innen an einer „Territorialisierung des Sozialen“ (Kessl & Otto, 2007) teil, die somit auch in Deutungen und Praktiken eines ‚doing urban family‘ vonstattengeht. Als aufschlussreiche Ansatzpunkte für weitere Analysen stellen sich in diesem Zusammenhang die von den Eltern immer wieder ins Spiel gebrachten Normalitätsvorstellungen dar, entlang derer sie soziale Differenzierungen vornehmen und diese bewerten. Sie alle positionieren sich als Großstadteltern, die bewusst die Entscheidung getroffen haben, im Bahnhofsviertel ihre Kinder großzuziehen. Wie sie dieses Viertel kartografieren, welche Herausforderungen sie relevant machen und wie sie diese mit Bezug auf soziale und materielle Ressourcen verhandeln, zeigt, wie prekär die Konstitutionsprozesse als urbane Familie verlaufen und wie Eltern dabei mit Ungleichheitserfahrungen, Unsicherheiten und Normalitätsvorstellungen einer guten Kindheit konfrontiert sind, denen sie sich weder entziehen noch ihnen abschließend gerecht werden können.

Literatur

- Andresen, S., & Fegter, S. (2011). „Children Growing Up in Poverty and Their Ideas on What Constitutes a Good Life: Childhood Studies in Germany“. *Child Indicators Research*, 4(1), 1–19.
- Andresen, S., Hurrelmann, K., & Schneekloth, U. (2012). Care and Freedom. Theoretical and empirical aspects of children's well-being. *Child Indicators Research*, 5, 437–448.
- Ball, S., & Vincent, C. (2007). Distinction, representation and identities among middleclass fractions in London. In T. Richard, S. Lamb & M. Duru-Bellat (Hrsg.), *International Studies in Educational Inequality, Theory and Policy* (S. 63–87). Dordrecht: Springer.
- Bernfeld, S. (1929/2011). Der soziale Ort und seine Bedeutung für Neurose, Verwahrlosung und Pädagogik. In D. Barth & U. Herrmann (Hrsg.), *Sozialpädagogik. Werke, Bd. 4*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Bertelsmann Stiftung (2013). *Wohnungsangebot für arme Familien in Großstädten. Eine bundesweite Analyse am Beispiel der 100 einwohnerstärksten Städte*. Gütersloh: Bertelsmann Verlag.
- Betz, T., & Andresen, S. (2014). Child Well-being. Potenzial und Grenzen eines Konzepts. Einführung in den Thementeil. *Zeitschrift für Pädagogik*, 60(4), 499–504.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., & Nieswand, B. (2013). *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz/München: UVK.
- Breuer, F. (2010). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Clark, A., & Moss, P. (2001). *Listening to Young Children: The Mosaic approach*. London: National Children's Bureau for the Joseph Rowntree Foundation.
- Clark, A., & Moss, P. (2005). *Spaces to Play. More listening to young children using the Mosaic approach*. London: National Children's Bureau.
- Coulton, C. J., & Spilbury, J. (2014). Community and Place-Based Understanding of Child Well-Being. In A. Ben-Arieh, F. Casas, I. Frønes & J. E. Korbin (Hrsg.), *Handbook of Child Well-Being. Theories, Methods and Policies in Global Perspective* (S. 1307–1334). Dordrecht: Springer.
- Fattore, T., Fegter, S., & Hunner-Kreisel, C. (2015). *Exploring Global Well-Being of Children. Methodological Challenges and Practices of Undertaking Qualitative Research on Children's Well-being from Multinational Perspectives*. Working Paper 1/2015 [im Druck].
- Fattore, T., Mason, J., & Watson, E. (2007). Children's Conceptualisation(s) of their Well-being. *Social Indicators Research*, 80, 5–29.
- Fegter, S. (2014a). Räumliche Ordnungen guter Kindheit – Zum Potenzial praxeologischer Zugänge für die Child-Well-being-Forschung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 60(4), 520–534.
- Fegter, S. (2014b). Mobilität – Technik – Geschlecht. Sozialisationsprozesse von Jungen und Mädchen in der Stadt. *Berliner Debatte Initial*, 3, 20–33.
- Jurczyk, K., & Klinkhardt, J. (2014). *Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Kessl, F., & Otto, H. U. (Hrsg.) (2007). *Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume*. Opladen: Barbara Budrich.
- Lindner, R. (2004). *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- McKendrick, J. H. (2014). Geographies of Children's Well-Being: in, of, and for Place. In A. Ben-Arieh, F. Casas, I. Frønes & J. E. Korbin (Hrsg.), *Handbook of Child Well-Being. Theories, Methods and Policies in Global Perspective* (S. 279–300). Dordrecht: Springer.
- Muchow, M. (2012). *Der Lebensraum des Großstadtkindes* (hrsg. v. I. Behnken & M.-S. Honig). Neuausgabe. Weinheim: Beltz Juventa.
- Rees, G., & Main, G. (2015). *Children's views on their lives and well-being in 15 countries: A report on the Children's Worlds survey, 2013–2014*. http://www.isciweb.org/_Uploads/dbsAttachedFiles/ChildrensWorlds2015-FullReport-Final.pdf.
- Strauss, A., & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Abstract: This article aims to reconstruct parental perspectives on everyday-life in a very heterogeneous and urban Frankfurt city district. Based on empirical findings from the ethnographic research project "Urban Learning Spaces", the authors elaborate how urban life influences everyday conditions of mothers and fathers and what challenges they mark in this context. Furthermore, a close look will be taken at how the parents negotiate the challenges regarding their everyday family life and how they constitute themselves as 'urban parents' and 'urban family'. The article concludes with considerations about how urban parenthood and related constitution processes are linked to social inequality.

Keywords: City, Childhood, Spaces, Parenthood, Doing Family, Urbanity

Anschrift der Autorinnen

Prof. Dr. Sabine Andresen, Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Fachbereich Erziehungswissenschaften,
Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung,
Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main, Deutschland
E-Mail: s.andresen@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Susann Fegter, Technische Universität Berlin, Fakultät I,
Institut für Erziehungswissenschaft, Sekr. MAR 2-6,
Marchstraße 23, 10587 Berlin, Deutschland
E-Mail: fegter@tu-berlin.de

Nora Iranee, Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Fachbereich Erziehungswissenschaften,
Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung,
Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main, Deutschland
E-Mail: iranee@em.uni-frankfurt.de

Elena Bütow, Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Fachbereich Erziehungswissenschaften,
Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung,
Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main, Deutschland
E-Mail: elena.buetow@web.de